

Nr. 173. Bromberg, den 31. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(17. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Friede stand in der Reithalle und unterrichtete ihre Schüler. Hell klangen ihre Kommandos durch die Reitbahn.

„Wenn Sie den Fuchs von der Trense auf die Kandare vorbereiten würden, Senorita, wäre das außerordentlich vorteilhaft für Sie."

„Arbeitsgalopp, Senor, Arbeitsgalopp. Dann erst in kurzen Trab verfallen."

Friede sah auf ihre Armbanduhr. Das war heute schon eine ganz schöne Leistung, die sie vollbracht. Denn sie hatte in den frühen Morgenstunden schon eine tüchtige Dressurarbeit geleistet. Fanfare war hervorragend in Form. Leonardo, der von Friede die Erlaubnis erhalten hatte, ihrem Training zuzusehen, schien begeistert. Weniger jedoch Spatz.

„Det hätten Se lieber nich machen sollen, gnädiges Fräulein, und den Leo zukicken lassen", meinte er unzufrieden.

Und Käsbier hatte hinzugefügt:

„Das tut nie und nimmer gutt, gnädiges Fräulein, Vorsicht ist immer besser als Nachsicht. Das ist bestimmt keen Quark nich, sondern die Wahrheit."

Damit zog sich Käsbier wieder zu Fanfare zurück.

Wie ein Zerberus wachte er über Fanfares Wohl und ließ keinen Unberufenen an das Tier heran. Man konnte nicht vorsichtig genug sein. Wenn dem Tier irgend etwas geschah, war Friedes ganze Existenz vernichtet.

Donna Victoria hatte getobt und sich bei Friede bitter beschwert, daß auch ihr der Zutritt zum Stall verweigert wurde. Kühl hatte Friede erwidert:

„Was wollen Sie, Senora, meine Leute tun nur ihre Pflicht. Aber bitte, kommen Sie mit mir zusammen in den Stall, dann wird niemand Sie hindern. Es tut mir leid, daß ich so drakonische Maßnahmen auf Ihrem Grund und Boden treffen muß, Donna Victoria, doch darüber mußten Sie sich klar sein, als Sie mir den Stall hier anboten. Turnierpferde werden überall sorglich bewacht. Fanfare ist das Wertvollste, was ich im Augenblick habe."

Ironisch lächelnd hatte Donna Victoria gefragt:

„Sie Ärmste, so schlecht sind Sie dran? Zahlt Don Luis Ihnen denn so wenig?"

Friede erblaßte bis in die Lippen. Diese Beleidigung war geradezu ungeheuerlich.

„Sie kennen offenbar die Gepflogenheiten des deutschen Amateursports nicht", ihre Stimme zitterte vor Zorn," sonst würden Sie mich nicht fragen, ob ich mich für das Turnier bezahlen lasse."

„Oh, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel." Donna Victoria tat, als wäre sie wirklich bestürzt. „Ich sagte Ihnen ja schon mehrfach, daß ich über die deutschen Verhältnisse wenig unterrichtet bin. Verdienen Sie denn wirklich nichts an dem Turnier?"

„Ich bekomme meinen Lebensunterhalt vergütet und meine Reisespesen, keinen Pfennig mehr. Was ich verdienen will, muß mir die Schule bringen und Gymnastikstunden, die ich zu geben beabsichtige. Ich bin Amateurin, aber keine bezahlte Schaunummer, Donna Victoria. Zwischen beiden ist ein großer Unterschied, den ich nicht mehr zu vergessen bitte."

„Ah, so ist das". Donna Victoria schien aufs äußerste überrascht. „Ich danke Ihnen für diese Aufklärung Senorita. Also Gymnastikstunden beabsichtigen Sie auch zu geben?"

„Jawohl, da ich ausgebildete Gymnastiklehrerin bin."

„Unterrichten Sie auch Herren, Senorita?"

Friede mußte nun über die ungeheuerliche Unverschämtheit der Mexikanerin doch innerlich lachen. Es hatte keinen Sinn, ihr böse zu sein. Sie war eben etwas vollkommen anderes, als man gewohnt war. Friede wußte, daß im allgemeinen gerade die Mexikanerinnen besonders prüde sind. Bei Victoria aber schien alles ins Gegenteil umgeschlagen zu sein.

„Nein! Ich gebe ausschließlich Damen und Kindern Gymnastikstunden."

„Wird man danach ebenso schlank wie Sie, Senorita?"

Neid sprach aus der Stimme Victorias.

„Vielleicht, Donna Victoria, wenn man daneben eine bestimmte Diät innehält —."

„O, bitte, kann ich Ihre Schülerin werden, Senorita Stetten? Ich zahle, was Sie verlangen."

Friede schüttelte den Kopf:

„Ich will Sie gern unterrichten, Donna Victoria, aber nicht gegen Geld. Sie beherbergen mein Pferd und meinen Pfleger. Ich freue mich, wenn ich mich auf diese Weise dankbar erzeigen kann."

Donna Victoria war enttäuscht. Sie hatte die Bitte um Gymnastikunterricht natürlich wieder nur ausgesprochen, um Friede zu kränken. Es wäre doch herrlich gewesen, im Freundeskreise etwa sagen zu können: „Pah, ich zahle der berühmten deutschen Rekordreiterin drei Golddollar für die Gymnastikstunde. Dafür kommt und geht sie, wie es mir paßt."

Mit eifersüchtigen Augen hatte Leonardo Friedes Training überwacht. Dabei stellte er fest, daß ihre Lancade, die Art, wie sie Fanfare mit den Vorderfüßen in die Höhe gehen und ihn hinten ausschlagen ließ, von den berühmten Zirkusgrößen nicht überboten werden konnte.

„Und das Piaffement, Donna Victorias", berichtete er," Sie müsse nur sehen, wie das Pferd beim leisesten Schenkeldruck auf den Hinterbeinen stillstand und stolz eins der Vorderbeine nach dem andern bewegte, ohne sich vom Fleck zu rühren. Es ist freilich der geborene Piaffeur — gegen seinen Stolz kommt weder Caramella noch irgend ein anderer Gaul auf, Senorita."

Seine fachmännische Freude war im Augenblick stärker in ihm als jedes andere Gefühl.

Victorias Augen blitzten böse:

„Laß deine alberne Schwärmerei für den Gaul der Deutschen. Caramella wird und muß siegen."

Dann veränderte sie ihr Gesicht, wurde weich und lockend. Mit schmeichelnder Stimme wiederholte sie:

„Nicht wahr, amigo, Caramella wird siegen? Wer wird bei dem Turnier als Beste abschneiden — die eingebildete Deutsche oder ich, Leonardo?"

„Ihr, Querida linda!"

Wenn Donna Victoria Leonardo so anschaute, war er völlig in ihrem Bann, wußte nichts als sie. Und Donna Victoria übersah bewußt die grenzenlose Ungehörigkeit ihres Stallmeisters, sie „Querida linda — süße Geliebte' zu nennen. Mochte er sie ruhig anschwärmen, bis sie den ersten Turnierpreis in Händen hielt. Dann würde sie ihm schon den Unterschied klarmachen, der zwischen ihm und ihr bestand.

Zunächst versuchte Leonardo alles, was Victoria an Geduld beim Training Caramellas fehlte, gutzumachen. Doch das übernervöse Pferd duldete ihn nicht auf seinem Rücken, weder mit Güte noch mit Strenge war ihm beizukommen.

„Fauler Zauber, Senor", meinte Spatz sachverständig, „der arme Jaul ist in Jrund und Boden zerarbeitet. An dem ist weder wat zu verderben noch jutzumachen. Uff den wird Ihre Senora uns det Turnier mit fuffzich Nasenlängen gewinnen lassen. Wollen wa wetten?"

Wütend ging Leonardo davon. Seine Herrin mußte gewinnen. Er wagte gar nicht, an Donna Victorias grenzenlose Enttäuschung zu denken, wenn Friede siegen würde. Und was würde dann aus ihm? Er kannte die maßlose Heftigkeit Victorias und ihre unbändige Eitelkeit. Verlor sie, so würde sie die Schuld nicht in sich suchen, sondern in ihm. Sie würde ihn fortjagen mit Schimpf und Schande. Er würde nie mehr in ihrer Nähe leben dürfen. Daran durfte er gar nicht denken.

Auch Don Potosi war über den Verlauf der Wochen hier nicht glücklich. Er hatte es vergeblich versucht, freundschaftlich mit Friede zusammengekommen, aber Friede hatte sich die Mahnung des deutschen Konsuls sehr zu Herzen genommen. Sie beschränkte das Zusammensein mit Potosi auf das allernotwendigste. Sie schützte Unterricht, Training und Müdigkeit vor, um ihm zu entgehen. Und das war noch nicht einmal Lüge. Tatsächlich lebte sie hier vor dem Turnier in einer Spannung ihrer Nerven, die sie oft müde machte. Am liebsten war es ihr, nach der anstrengenden Arbeit ganz allein für sich zu sein, an die Menschen zu denken, die sie liebte: an Telse und Peter Ott, Stundenlang konnte sie im Hotel an ihrer kleinen Reisemaschine sitzen und lange Briefe an Peter Ott schreiben, die sie niemals absandte. Von Telse kamen nur spärliche Nachrichten. Im Übereinkommen mit dem jungen Ingenieur hatte ihr die alte Freundin die Übersiedlung auf die Hoherodskopfburg verschwiegen. Eine Bekannte Telse Tostens in Berlin vermittelte den etwas umständlichen Briefwechsel.

„Wozu soll Friede unnötig beunruhigt werden", hatte Peter gemeint. „Wenn sie wieder zurückkehrt, wird sie zeitig genug erfahren, was für ein Schicksalsschlag sie in der Zwischenzeit getroffen hat."

Telse konnte ihm nicht unrecht geben. Sie fühlte sich in ihrem neuen Wirkungskreis unbeschreiblich wohl, nur sehr, sehr vereinsamt. Peter hatte sie der Fürsorge Ulrich Großkopfs und seines Kätheles anvertraut. Dann mußte er selbst an die Arbeit auf das Bourtanger Moor. Wo Legien sich aufhielt, wußte niemand. Irgendwo gondelte er in der Welt umher. Peter hegte sogar den leisen Verdacht, daß er nach Mexiko gegangen sei, aber das konnte ja an den Tatsachen nichts mehr ändern, daß er selbst, Peter Ott, Friede niemals erringen konnte. Arbeit und nochmals Arbeit — das würde ihm am besten über alle Schicksalsschläge hinweghelfen. Fiel ihm irgendeine Sportzeitung in die Hand, in der der Name Stetten erschien, so legte er das Blatt hastig beiseite. Er wollte Ruhe zur Arbeit, nichts sonst.

15. Kapitel.

Der Glücklichste bei der ganzen mexikanischen Unternehmung war Spatz. Mit seinem aufnahmefähigen Jungengemüt gab er sich all den neuen Eindrücken in dem fremden Lande hin. Seine Augen sprangen ihm vor Begeisterung beinahe aus dem dunkelbraun gebrannten Gesicht. Er unternahm, wenn er irgend konnte, Streifzüge durch die Stadt. Und Käsbier sagte immer lachend: „Geh du nur. Ich paß schon auf. Freilich, uffpassen muß man wie een Schießhund. Ick weeß ja nich, wat der Jonarda oder wie der Kerl heeßt immerfort im Stall rumzuklamüsieren hat. Wenn er sich noch eenmal sehen läßt, schmeiß ick ihn höchst eigenhändig raus. Immer spioniert er an Fanfares Wasserbehälter herum. Siehst du, da ist er wieder", knurrte er mit einem bösen Blick auf den Mexikaner, der im Hof auf- und abging.

„Wenn ich den schon sehe, da dreht sich mir der Magen rum. Na, ich geh mal frühstücken. Paß gut auf, Spatz."

„Wird besorgt, Herr Käsbier." Spatz setzte sich recht breit und behaglich auf eine Futterkiste dicht vor den Stall.

Na, nu kann's Eisbrocken regnen, dachte er, Fanfare geschieht nichts.

Leonardo hatte sich inzwischen hinten im Hof zu schaffen gemacht. Jetzt kam er freundlich lächelnd heran.

„Raucht Ihnen?" fragte er in dem kümmerlichen Deutsch, daß er in Deutschland gelernt hatte.

Spatz sah ihn entgeistert an:

„Ick bin doch keen Ofen, det ick rauchen soll."

„Aha!" — Nun verstand er.

Leonardo zog eine der langen schwarzen mexikanischen Zigarren aus seiner Tasche und bot sie freundlich lächelnd Spatz an. Spatz hätte keine Junge von 16 Jahren sein müssen, wenn er nicht maßlos stolz gewesen wäre, daß man ihn so als voll ansah.

„Danke schön. Sie sind ja viel netter, als ick jedacht habe," meinte er und steckte sich den Glimmstengel an.

Leonardo setzte sich neben ihn und paffte große Rauchwolken aus seiner Zigarre. Dabei redete er in seinem Kauderwelsch zwischen Deutsch und Mexikanisch auf Spatz ein. Der sagte immer nur: „Ja, gewiß doch. Sehr richtig." Und verstand kein Wort. Komisch, wieso wurde er denn auf einmal so müde? Er hatte doch heute, wie immer, geschlafen wie eine Ratz, und jetzt — was war denn das? Da fing sich ja der ganze Hof an zu drehen und der Magen dazu. Er fühlte förmlich, wie grün er würde. Es wurde ihm kalt und heiß.

„Entschuldigen Sie", sagte er und stand mühsam auf. „Der Glimmstengel scheint doch ein bißchen starker Tabak zu sein." Fluchtartig rannte er davon. In einen stillen Winkel. Denn er fühlte, wie sich sein Innerstes nach außen kehrte.

Als er nach 20 Minuten wiederkam, noch etwas käsig, aber wieder wohler, saß Leonardo immer noch rauchend auf der Futterkrippe vor dem Stall und blickte ihn teilnehmend an.

„Seien Sie gekränkert?" fragte er.

Spatz nickte schwach und dachte, daß es ihm schon genüge krank zu sein. Es war ja nun nicht nötig, daß man noch gekränkert war.

•

Der Sportteil der mexikanischen Zeitungen war von oben bis unten mit Nachrichten und Wetten über Friede gefüllt. Die Wetten standen hoch auf die Deutsche und Fanfare. Fragte man Donna Victoria, welche Aussichten sie ihrer Konkurrentin gäbe, so sagte sie lächelnd, aber mit einer Art von böser Ironie:

„Welche Frage richten Sie da an mich? Bei allem Nationalstolz, den ich besitze: diesmal werde ich mich auf dem zweiten Platz begnügen müssen. Einer Gegnerin, wie sie Senorita Stetten ist, fühle ich mich nicht gewachsen."

Wie immer erhob sich Friede am Tage des Turniers frühzeitig aus den Kissen. Sie nahm an solchen Morgen ein besonderes Körpertraining vor, das alle Muskeln lokkerte und sie beweglich machte. Dann duschte sie und ging auf die Terrasse zum Frühstück. Es war ein zauberhafter Morgen, wie ihn nur die südlichen Länder kennen. Warm und doch noch erquickend. Mit einem unbeschreiblichen Schimmer und Glanz auf den tropischen Büschen und Bäumen. Erfüllt vom Gesang vieler Vögel und dem Duft unbekannter Blumen. Friede setzte sich recht behaglich auf den Korbsessel unter das große Sonnendach und bestellte das Frühstück.

„Die Senorita möchte sofort in den Stall kommen", meldete der einzige französisch sprechende Page des Hotels Cardenas ihr mit abgezogener Mütze, als sie gerade Honig auf eine Weißbrotschnitte strich. Sofort sprang sie auf. Ohne Hut und Handtasche lief sie vor das Portal und sprang in ein Auto, das der kleine Page ihr eilfertig besorgt hatte. Irgend jemand, der gerade vor dem Palast auf dem Bolivar in der Haustür lehnte, fertigte den Chauffeur ab. Friede stand bereits in der Box vor Fanfare und starrte mit tränenverdunkelten Augen auf das Bild zu ihren Füßen.

Mit schweren, keuchenden Atemzügen lag Fanfare am Boden und schlief. Die Augen waren fest geschlossen, die Beine hatte das Tier weit von sich gestreckt. Es schien schwer erkrankt zu sein, denn manchmal zog es wie im Krampf die Nüstern zusammen und stöhnte schmerzhaft auf.

Käsbier und Spatz lehnten mit Gesichtern an der Wand, als sei der Himmel auf die Erde gestürzt.

„Infamie!“ brüllte Käsbier. „Das Tier ist vergiftet worden, aber wie das möglich sein kann, weiß ich nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Perseiden kommen.

Von H. Walter Cordes.

Gegen das Ende des Juli und in der ersten Hälfte des August bietet sich uns wieder einmal das interessante Schauspiel eines Sternregens. Schon seit Jahrhunderten kennen wir diese sich regelmäßig wiederholende Erscheinung, welche die Astronomen Perseiden zu nennen pflegen, da der Sternschnuppenfall scheinbar im Sternbild des Perseus seinen Ausgangspunkt hat.

Sternschnuppen? Was haben wir darunter zu verstehen? Der Astronom nennt sie Meteore oder Meteoriten, aber die volkstümliche Bezeichnung ist, wie wir sehen werden, gewiß nicht weniger richtig und mindestens so bezeichnend wie die wissenschaftliche. Kleine Stückchen Materie sind es, die kreuz und quer durch den leeren Weltraum eilen, einsam, unbekannt und unsichtbar. Nur wenn die Erde auf ihrem Lauf um die Sonne ihnen begegnet, werden sie sichtbar. Denn dann stoßen sie gegen unsere Lufthülle und fliegen mit atemberaubender Geschwindigkeit durch deren verschiedene Schichten dahin. Die entstehende Reibung ist ungeheuer, selbst in den höchsten, dünnsten Luftschichten, und binnen weniger Sekunden sind die Teilchen in Gluthitze geraten und leuchten auf. Doch die Herrlichkeit währt nicht lange. In wenigen Sekunden sind sie verbrannt, verdampft.

Ein rascher Lichtblitz, der plötzlich zwischen den Sternen aufleuchtet, zwischen ihnen hindurchschießt und ebenso plötzlich wieder verschwindet, das ist alles, was wir auf der Erde von einer Sternschnuppe sehen. Doch dort oben, in mehr als 100 Kilometer Höhe, spielt sich das Drama eines kleinen Stückchen Materie ab, meist aus Eisen mit ein wenig Nickel bestehend, oder auch nur aus gewöhnlichem Gestein, meist Siliziumdioxyd.

Teils geht das Eisen eine Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft ein, teils findet diese Verbindung erst später statt; denn eine einzige Sekunde lang kann das Meteor heißer als die Sonne werden, so daß es nur aus Atomen besteht, aber keine chemischen Verbindungen in ihm möglich sind. Schließlich regnet alles in Gestalt feiner Asche auf die Erde nieder.

Auf dem Festlande merken wir natürlich nichts davon. Aber zwei Drittel der Erdoberfläche bestehen aus Wasser, und vermutlich für rund zwei Milliarden Jahre ist solche Meteor-Asche in die Weltmeere gefallen. Kein Wunder, daß bei einzelnen Tiefseeuntersuchungen feine Teilchen Eisenoxyds vom Boden der See heraufbefördert wurden. Vor allem, wenn man bedenkt, daß die Erde die ganze ungeheuer lange Zeit hindurch täglich etwa 20 Millionen Meteore aufgefangen haben dürfte. Die große Mehrzahl davon ist natürlich sehr klein, kaum größer als eine Erbse, und wiegt schwerlich mehr als ein Gramm im Durchschnitt.

Daneben gibt es natürlich auch Sternschnuppen größeren Umfangs. Tag für Tag fallen wohl mehrere von Faustgröße auf die Erde. Diese geben ein so blendendes Licht, daß man sie auch wohl Feuerkugeln nennt. Sie übertreffen nicht selten den Vollmond an Helligkeit und sind schon am hellen Tage beobachtet worden. Häufig springen sie in der Luft auseinander; zuweilen erreichen sie den Boden und heißen dann Meteorsteine oder Meteoriten.

Das größte himmlische Geschoß dieser Art, das wir mit Sicherheit kennen, ist ein Klumpen Nickelstahl, der bei Grootfontein in Südafrika liegt und mindestens 50 Tonnen wiegt. Von dem großen Meteorkrater in Arizona glaubte man zeitweise, er sei durch eine Masse im Gewicht von einer Million Tonnen entstanden; neue Berechnungen weisen indessen darauf hin, daß es sich um ein Stück von höchstens 100 000 Tonnen gehandelt haben kann, das beim Aufsturz auf die Erde in Stücke sprang.

Bei der Beobachtung der Sternschnuppen ist schon früh eine eigenartige Tatsache ans Licht gekommen, nämlich, daß nach Mitternacht mehr fallende Sterne zu beobachten sind als vorher. Das ist aber ganz natürlich, denn die Erde umkreist ja nicht allein die Sonne, sondern dreht sich auch um die eigene Achse.

Da nun die Drehung der Erde um ihre Achse in derselben Richtung erfolgt wie die ihres Umlaufs um die Sonne, wird sich jemand, der am Äquator wohnt, bei Sonnenuntergang in der gleichen Lage befinden wie ein Reisender, der im Schnellzuge im letzten Wagen sitzend auf die durchfahrene Strecke zurückblickt. Abgeschirmt gegen alles, was von vorn oder von der Seite kommt, bekommt man auf der Reise durch den Weltraum nur die Meteore zu Gesicht, welche die Erde gewissermaßen überholen. Nach Mitternacht liegt der Fall umgekehrt; dann befindet man sich auf der Vorderseite der Erde — gewissermaßen vorn auf der Lokomotive des Schnellzuges —, und man bekommt so den ganzen Meteorschwarm zu Gesicht. Damit wird auch verständlich, daß Meteore, die uns früh am Abend einholen, sich viel langsamer zu bewegen scheinen als jene, denen wir morgens vor Sonnenaufgang mit großer Geschwindigkeit entgegeneilen.

Größere Geschwindigkeit hat stärkere Reibung zur Folge, mithin auch höhere Temperatur. Daher treten im allgemeinen des Abends nach Sonnenuntergang Meteore und Sternschnuppen nur spärlich auf, bewegen sich langsam und scheinen im gelblichen Licht, während sie morgens in großer Menge, schnell und in blauweißem Lichte leuchtend zu beobachten sind.

Es bietet keine großen Schwierigkeiten, die wirkliche Bahn einer Sternschnuppe durch unsere Lufthülle zu bestimmen. Man braucht nur ein und denselben Himmelskörper von zwei etwa 100 Kilometer auseinanderliegenden Punkten zu beobachten. Man erblickt dann zwei verschiedene scheinbare Bahnen; der eine Beobachter sieht z. B. die Sternschnuppe das Sternbild des Großen Bären durchlaufen, der andere erblickt sie im Bootes, und man wendet dann einfach das Verfahren an, dessen sich auch ein Landmesser bedient, der etwa eine Karte von einer unbekannten Gebirgslandschaft anfertigen will. Bei Meteoren und Sternschnuppen ist es beinahe noch einfacher.

Viel schwieriger fällt dagegen die Bestimmung der Geschwindigkeit dieser Wanderer im Weltraum, obgleich diese von größerer Bedeutung ist. Denn aus der Geschwindigkeit einer Sternschnuppe können wir allein feststellen, ob sie zu unserem Sonnensystem gehört oder von außen aus dem Weltraum kam. Im ersten Falle nämlich unterliegt die Schnelligkeit einem bestimmten Gesetz, in welcher Bahn auch immer der Himmelskörper die Sonne umkreisen mag. Denn innerhalb eines Abstandes von der Sonne bis zu 150 Millionen Kilometern kann die Geschwindigkeit nicht mehr als 42 Kilometersekunden betragen. Wenn es nun auch ausgeschlossen erscheint, für jeden einzelnen Meteor oder jede Sternschnuppe die Geschwindigkeit zu ermitteln, so kann die Frage doch auf statistischem Wege beantwortet werden, und so darf es heute als erwiesen gelten, daß zum mindesten Meteore vorkommen, deren Schnelligkeit über den genannten Betrag hinausgeht, die also von außerhalb unseres Sonnensystems stammen müssen. Aber woher sie kommen, wohin sie gehen, wie alt sie sind, das alles sind Fragen, die noch der Beantwortung harren.

Kleine Beweise.

Skizze von Ralph Urban.

„Sage einmal, was hast du denn eigentlich wieder?“ fragte Herr Schmied mit leisem Unwillen in der Stimme und blickte über die Zeitung hinweg zu seiner Frau hinüber.

„Ich? Nichts!“

Der Mann versuchte, die unterbrochene Lektüre fortzusetzen und das Unbehagen zu vertreiben, das sich auf dem Frühstückstisch breitmachte. In letzter Zeit fühlte er sich nicht recht wohl, wie es zuweilen in einer Ehe vorzukommen pflegt, wenn man anstatt miteinander nebeneinander zu leben beginnt. Auf seiner Seite lag die Schuld nicht; er sorgte vorbildlich für seine Gattin. Was also sollte er noch tun, damit

der stille Vorwurf, der manchmal in ihren Zügen zu lesen war, fortgewischt wurde? Wenn er sie nach dem Grund ihrer Mißstimmung fragte, wich sie ihm aus. Und heute wieder dieses unglückliche Gesicht! Wenn es manchen Frauen zu gut geht, dann spielen sie die Unverstandenen.

Mit etwas gewollter Heftigkeit stand Herr Schmied auf, murmelte einen Gruß, verließ die Wohnung und begab sich ins Bureau. An diesem Nachmittag machte er früher Schluß. Er befand sich schon auf dem Heimweg, und unwillkürlich liefen seine Gedanken voraus. Langweile erwartete ihn zu Hause, eine Frau, die ihre Mißstimmung nur schlecht verbergen konnte. Was sie nur hatte?

Herr Schmied blieb stehen, überlegte, was er jetzt beginnen sollte. Heim wollte er noch nicht. Ein alter Freund fiel ihm ein, der eine reizende Frau hatte. Nette Leute; die konnte man besuchen. Unterwegs kaufte er einen Strauß Rosen, um sie als kleine Aufmerksamkeit der hübschen Hausfrau zu überreichen. Als er aber vor der Wohnungstür stand, klingelte er vergebens, denn das Ehepaar war nicht daheim. Was sollte er nun mit den Blumen anfangen? Seufzend nahm er sie unter den Arm und trat den Weg nach Hause an. Er kam sich unsagbar kitschig vor.

„Ich habe dir ein paar Rosen mitgebracht", sagte er, als er seiner Gattin gegenüberstand. Dabei ärgerte er sich über den verlegenen Unterton in seiner Stimme. Nun aber geschah etwas sehr Sonderbares. Der Mund der Frau bewegte sich wortlos, die Augen begannen tränenfeucht zu schimmern. Dann schlang sie ihre Arme um des Mannes Hals und flüsterte weich: „Ach, Liebster, du hast doch nicht meinen Geburtstag vergessen. Ich bin so glücklich!"

Herr Schmied preßte die Frau fest an sich, während ihm die Schamröte in den Kopf schoß. Und jetzt wußte er a.. was seiner Gattin fehlte: Liebe, nur ganz kleine Beweise der Liebe, wie sie die Frauen zum Leben brauchen. Esel von einem Mann, der er gewesen war!

„Ich werde in Zukunft nur mehr nett zu dir sein, Liebes", sagte er zu dem glühenden Wesen, das seine Frau war. Dann gingen sie zusammen aus, glücklich und jung wie einst im Mai.



Bunte Chronik



Die gefräßige Kreuzotter und der Riesenkrebs.

In Giehlermoor im Holsteinischen wurde dieser Tage eine riesige Kreuzotter erlegt, die über einen Meter lang war. Da das Reptil außerordentlich stark war, wurde zuerst angenommen, daß es sich um ein Muttertier handelte. Groß war die Überraschung, als man die Otter aufschnitt. Es ergab sich, daß sie eine Ratte verschluckt hatte. An solche großen Tiere wagen sich im allgemeinen die Kreuzottern nicht heran, zumindest verschlingen sie sie nicht mit Haut und Haar. Die Riesenkreuzotter, die man in Deutschland unschädlich machte, erinnert an den Riesenkrebs, der einmal von Travemünder Fischern gefangen worden ist, — vielleicht sollte man lieber sagen: gefangen worden sein soll. Dieser Krebs, so wird berichtet, wog nicht weniger als 54 Pfund, muß also ein ganz besonderes Exemplar seiner Art gewesen sein. Freilich liegt dieser sensationelle Fang schon um „ein paar Jahre" zurück, genau genommen 333 Jahre. Immerhin scheint die Tatsache, daß wirklich ein solcher Riesenkrebs in Travemünde gefangen worden ist, bewiesen zu sein. Im Jahre 1616 unternahmen zwei württembergische Fürsten eine Reise nach Berlin. In dem noch heute erhaltenen Reisebericht wird erwähnt, daß die beiden in Neustadt in der Nähe von Koburg Rast gemacht hätten. Von diesem Aufenthalt heißt es nun wörtlich: „Im Wirtshaus ist ein großer Krebs auff eine Taffel gemahlt 5 Spannen lang. Jede Scheer 2 Spannen, hat gewogen 54 Pfund. Ist gefangen zue Treuemünda 2 Meil von Lübeckh anno 1602 unnd Herzog Johann Casimir (von Koburg) verehrt worden." Freilich läßt sich heute nicht nachprüfen, ob das Gewicht von 54 Pfund gestimmt hat — die Naturwissenschaft hat noch nichts von Krebsen dieses Gewichts gehört. Vielleicht fehlt in der Zahl ein Komma? Vielleicht wog der Krebs 5,4 Pfund? Auch dann wäre es noch ein stattlicher Bursche gewesen. . . .



Lustige Ecke



Zuviel des Guten . . .

Der bekannte Germanist Roethe hatte einmal folgendes merkwürdiges Examen-Erlebnis. Er legte einem jungen Kandidaten die Frage vor: „Können Sie mir einen Dichter der ersten Schlesischen Schule nennen?" Und lachend fügte der Examinator noch hinzu: „Doch wirklich keine schwere Frage, meine Herren . . ."

Einen Augenblick besann sich der junge Kandidat, dann antwortete er: „Holtei".

Roethe überlegte. Es ist zwar nicht gerade die erste Schlesische Dichterschule, dachte er, aber immerhin — Holtei war ja Schlesier. „Hm", antwortete er also, „und was hat der geschrieben?" Zu seiner Überraschung erhielt er die Antwort: „Hypathia".

Entsetzt schüttelt Roethe den Kopf und fragt dann weiter: „Wo hat denn Holtei den größten Teil seines Lebens zugebracht?" Die Antwort war: „In Göttingen".

Roethe sank auf einen Stuhl und versank in dumpfes Brüten. Daß hier Verwechslungen von seiten des Kandidaten vorlagen, war klar, aber was hatte er sich eigentlich gedacht? Nach längerem Nachdenken fand Roethe die Erklärung. Der junge Mann verwechselte zunächst einmal Holtei mit Hölderlin. Als er dessen Werk „Hyperion" nennen wollte, verwechselte er dieses wieder mit Kingsleys „Hypathia", und endlich hatte er Hölderlin selbst wieder mit Hölty verwechselt, dem Haupt des Göttinger Hainbundes.

Es war wirklich des Guten zuviel. Der Kandidat „rasselte" durchs Examen.

*

Ein Minister, der keine Ahnung hat.

Baldwin, der englische Premierminister, erzählte einmal, daß er als Schuljunge von Premierministern nicht das Geringste gehalten habe. Und das kam so. Als Stanley Baldwin noch zur Schule ging, hielt einstmals der damalige Premierminister Gladstone vor den Schülern eine Rede. Er begann seine Ansprache mit den Worten: „Euer bewunderungswürdiger Direktor . . ." „Und sehen Sie", erzählt Baldwin, „bei diesen Worten war es mir klar, daß der Mann einfach keine Ahnung hatte, daß er der Wirklichkeit völlig weltfremd gegenüberstand — von diesem Augenblick an habe ich bei der folgenden Rede überhaupt nicht mehr zugehört — was hatte mir ein solcher Mann zu sagen? Ich hielt nichts mehr von Premierministern . . ."

*

Die Würmer.

Da war einmal in einer deutschen Universitätsstadt ein Professor der Naturwissenschaften, dessen Spezialgebiet die Welt der Würmer war. Es hatte sich allmählich unter den Studenten herumgesprochen, daß er fast stets auf diesem Gebiet examinierte, und es war selbstverständlich, daß alle Kandidaten, die von ihm geprüft wurden, über die verschiedenen Arten Würmer aufs beste informiert waren. Eines Tages aber hätte es ohne die Geistesgegenwart eines Kandidaten fast ein Unglück gegeben.

„Was wissen Sie vom afrikanischen Steppenhund?", fragte der Professor. Der Kandidat setzte sich vor Schreck fast auf den Boden. Er hatte bisher überhaupt nicht gewußt, daß es so ein Tier gab. Aber er faßte sich rasch.

„Der afrikanische Steppenhund", sagte er rasch, „lebt in Afrika. Und zwar größtenteils in der Steppe. In Afrika herrscht ein wesentlich anderes Klima als bei uns. Es ist dort bedeutend wärmer. Die Würmer zerfallen in . . ." (Folgte ein ausführlicher Bericht über das Wesen und die verschiedenen Arten der Würmer).

Er hatte das Examen glänzend bestanden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.